# DIE FÜTTERUNG DER HEILIGEN MÄNNER

**Samstag, 30. Dezember 2017 – Rishikesh (Indien) Swarg Ashram**

**30.120310,78.312109**

«Fast wie ich», kommt es spontan aus meinem Mund. Eine ebenso übermütige wie blöde Antwort. Aber mir ist so heiter zumute, dass ich über meinen lauen Scherz herzhaft lachen muss. Und wer lacht, hat immer recht – ein bisschen zumindest. So formuliert mein Kopf fröhlich weiter in munterer Verbiegung von Paul Claudels Diktum, wonach sich nicht täuschen kann, wer bewundert: «Quelqu'un qui admire a toujours raison». Ein Satz, der mir hier in der Ashram-Stadt Rishikesh immer wieder in den Sinn kommt, wo so viele junge Menschen aus dem Westen (nicht zuletzt auch die Beatles) ihren Guru gefunden haben. Wobei mir die Begriffe *glauben*, *bewundern* und *rechthaben* heute ständig auf seltsame Weise durcheinandergeraten, als lege sich mein Geist wie ein großes, jeden Eigengeschmack der Ingredienzien auslöschendes Masala über diese doch recht unterschiedlichen Worte.

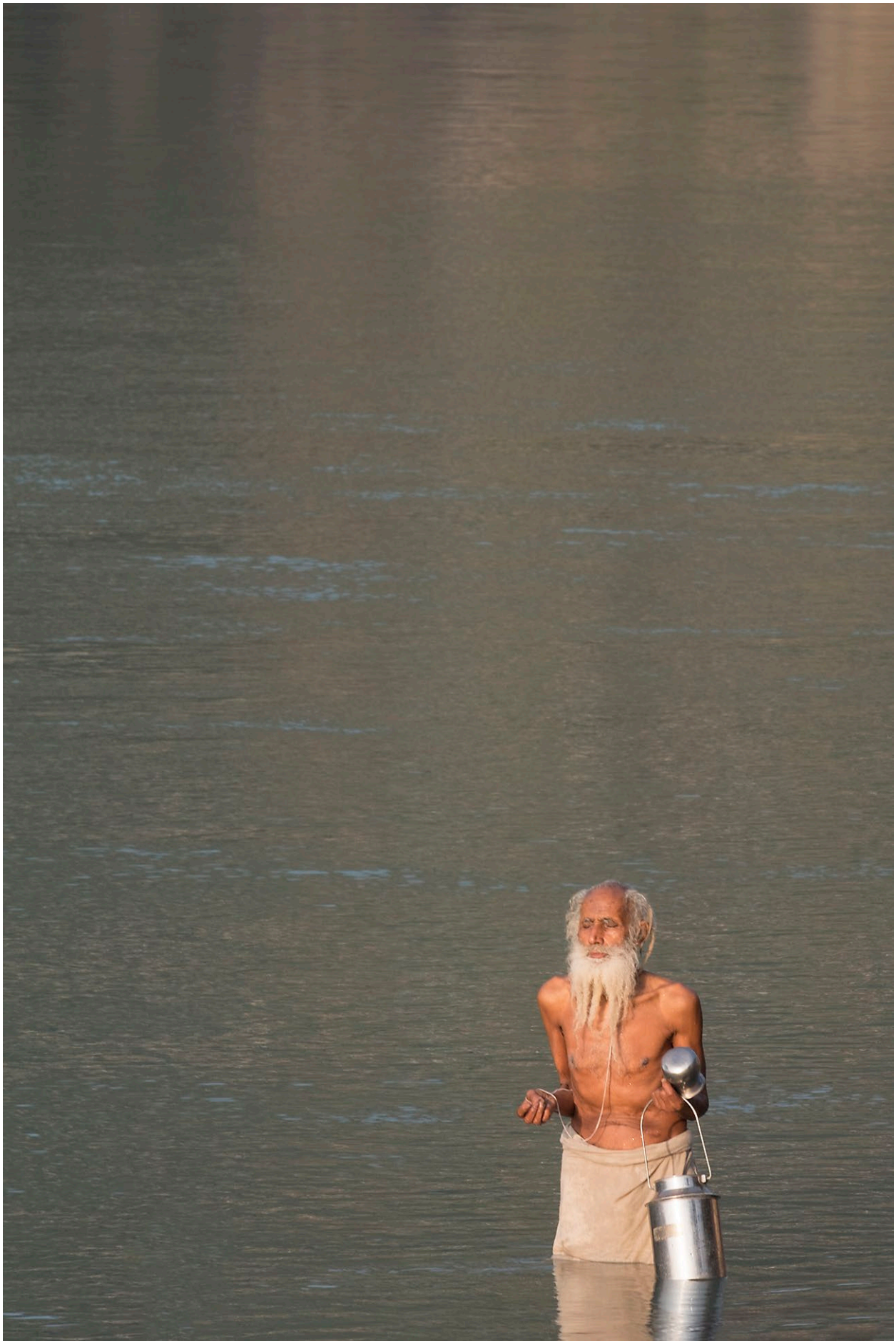
Auf den untersten Stufen eines Ghats beim Gheeta Bhawan Tempel bestaune ich, wie die Sonne über dem Ganges niedergeht, wie sich ihr bleicher Körper allmählich glutrot verfärbt – als sei die Erdatmosphäre ein leuchtend oranger Sirup, in den sich das Gestirn wie eine frittierte Teigkugel senkt. Kaum ist das himmlische *Gulab jamun* dem Tag ganz entschmolzen, stürmt eine Horde Sadhus die Treppe hinab. Zunächst verstehe ich den Grund für den Auflauf nicht, dann erst entdecke ich den Mann mit seinen zwei großen weißen Plastikeimern, der mit einer Kelle Reis und ein bräunliches Dal in die metallenen Speisedosen der Hungrigen schöpft. Diese Fütterung der Heiligen Männer (und einer einzigen heiligen Frau) geschieht nicht nur mit ei-

ner großen Selbstverständlichkeit, sondern ebenso mit einer enormen Geschwindigkeit. Nach zwei Minuten scheinen alle satt. Drei Männer setzen sich hinter mir hin und lassen zur Verdauung eine tönerne Pfeife mit Haschisch (*Charas*) oder Cannabis (*Ganja*) kreisen. Ein vierter steht plötzlich neben mir, leicht schwankend, sein Geschirr in der linken, streckt er mir fordernd die rechte Hand hin. «You know, I am a sadhu, sai baba, a holy man.» Dann schließt er die Augen, wiegt sich nur noch sanft hin, als wohne auch seinen Worten eine Aufforderung inne, die unmöglich zu missverstehen sei.

Manche der zahllosen Sadhus, die sich in Rishikes tummeln, sind sicher lebenslange Pilger,

die sich ganz ihren Gottheiten, ihren Weisheiten, ihren Orden, ihren Meditationen und Ritualen verschrieben haben. Andere sind wohl eher lebenslange Bettler, die sich heilig anmutende Tücher als Berufsbekleidung zugelegt haben. Die Übergänge sind fließend. Der dürre Alte, den ich am früheren Abend bei seinem Gebet im Ganges beobachtet habe, dürfte wohl eher zur ersten Kategorie zählen. Der gleichaltrige Rauschebart mit Brille, weißer Stirnzeichnung und gewaltigen Dreadlocks, der offenbar vor dem Samadi Mandir seinen Stammplatz hat, gehört trotz seines Looks sicher eher zu den Bettlern. Auf seiner Brille, die ihm durchaus das Aussehen eines Schriftgelehrten verleiht, klebt noch die Etikette mit den Dioptrien: 3+ Wie viel er wohl da noch von seiner Umgebung mitbekommt? Und der junge Mann, der jetzt vor mir steht, zu welcher Kategorie ist er wohl zu zählen?

Seine Augen sehen jetzt auf seltsame Weise an mir vorbei, als spreche er gar nicht mit mir. Doch da ist niemand sonst in unserer Nähe. Nur ein junger Ochse trottet heran, dem der Sadhu jetzt unnötigerweise und ziemlich unbeholfen einen Tritt gegen die Brust verpasst. Das Tier zuckt kurz zusammen, macht einen Hopser zur Seite, bleibt wieder stehen. Es ist eine solche Behandlung



wohl mehr als gewohnt. Die berühmte Parabel jenes Sadhus kommt mir in den Sinn, der in den Fluten des Ganges einen ertrinkenden Skorpion sieht. Er steigt ins Wasser und hebt das Insekt sorgfältig aus den Wellen. Zurück am Ufer sticht ihn das Tier in den Finger. Erschreckt von dem Schmerz schleudert er den Skorpion aus Versehen in den Fluss zurück. Er steigt erneut ins Wasser, rettet, wird wieder gestochen usw. Ein Jäger, der die Szene beobachtet, fragt den Sadhu, warum er das undankbare Tier denn nicht einfach absaufen lasse. Der Heilige Mann gibt ihm zur Antwort: «Der Skorpion sticht mich nicht aus Bösartigkeit. Er weiß nicht, dass ich ihn rette. Sein Gehirn ist zu klein für ein Gefühl wie Dankbarkeit. Es ist seine Natur, mich zu stechen. Und genauso ist es meine Natur, ihn wieder und wieder zu retten. Wenn er seine Natur nicht aufgibt, warum sollte ich es tun? Es ist mein Dharma jedem Wesen zu helfen, sei es menschlicher oder tierischer Natur. Warum sollte ich es zulassen, dass ein kleiner Skorpion mich der göttlichen Natur beraubt, die ich mir durch Jahre des Sadhana angeeignet habe?» Der Europäer und Materialist in mir sagt sich bei dieser Geschichte immer: Heiliger Mann, nun schleudere das Tier doch einfach mal in die andere Richtung, aufs Trockene. Doch der Indienreisende in mir versteht die Parabel natürlich – bis zu einem gewissen Grad auf jeden Fall. Man könnte die endlose Wiedergeburt dieser Geschichte aber natürlich auch dadurch beenden, dass man einen richtig giftigen Skorpion in die Fluten setzt.

«I am sadhu, holy man», wiederholt der Schwankende seinen Satz und fuchtelt fordernd mit seiner leeren Rechten vor meinem Gesicht herum. Und da rutscht mir eben der laue Scherz aus der Kehle «Almost like me. I am samu, el unholy man.» Der Witz ist wirklich übel, ich sollte mich wohl schämen. Aber die Tränen kullern mir über die Wangen und ich genieße den seltsamen Augenblick. Ist es vielleicht meine Natur, doofe Scherze zu reißen? Habe ich eine niedrige oder am Ende gar eine schlechte Natur? Und kann es solches denn geben? Der Ort gibt mir eindeutig die freundliche Antwort, dass ich meine Natur halt noch nicht gefunden habe. Doch so einfach ist es nicht.



© Samuel Herzog | www.samuelherzog.net